

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“

erschint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementpreis für Berlin frei ins Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Einzelne Nummer 5 Pf. Sonntags-Nummer mit dem „Sonntags-Blatt“ 10 Pf. Bei Abholung aus unserer Expedition Zimmerstraße 44 1 Mark pro Monat. Postabonnem. 4 Mark pro Quartal. (Eingetragen in der Postzeitungspreisliste für 1889 unter Nr. 866.)

Für das Ausland: Täglich unter Kreuzband durch unsere Expedition 3 Mark pro Monat.

Insertionsgebühr

beträgt für die 4 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 Pf., für Vereins- und Versammlungs-Anzeigen 20 Pf. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaus, ohne Erhöhung des Preises, angenommen. Die Expedition ist an Wochentagen bis 1 Uhr Mittags und von 3-7 Uhr Nachmittags, an Sonn- und Festtagen bis 10 Uhr Vormittags geöffnet.

Fernsprecher: Amt VI. Nr. 4106.

Redaktion: Beuthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

Ein Ausnahmegesetz abgeschafft in Oesterreich.

Die in Wien erscheinende „Arbeiterzeitung“, das Organ der österreichischen Sozialdemokratie, veröffentlicht an der Spitze ihrer am 9. August erschienenen Nummer — das Blatt erscheint nur alle 14 Tage — einen Artikel, aus dem wir zu unserer nicht geringen Ueberraschung ersehen, daß die österreichische Regierung freiwillig auf die Verlängerung des Anarchistengesetzes, das mit dem Sozialistengesetz große Ähnlichkeit hatte, verzichtete.

So was kann freilich nur in Wien passiren. In Berlin sieht man bekanntlich bis heute noch, trotzdem man die größte Militär- und Polizeimacht der Welt zur Verfügung hat, auf ein Gesetz zur Unterdrückung bestimmter Reinungsbewegungen nicht verzichten zu können und zerbricht sich ausschließlich den Kopf, unter welchen Formen man es am besten in infinitum verlängern kann. Dafür sind wir auch in zivilisiertem Land, während Oesterreich nach dieser neuesten Unterlassungssünde seiner Regierung alle Ausflucht seitens unserer Offiziosen mit Frankreich und der Schweiz in die Reihe der „wilden“ Länder verwiesen zu werden.

Auffallend ist, daß von diesem doch immerhin sehr bemerkenswerthen Verhalten der österreichischen Regierung unsere Presse bis heute nicht die geringste Notiz gegeben hat, so daß wir ohne die Mittheilung der „Arbeiterzeitung“ gar keine Ahnung von diesem Uebergang haben. Sollte vielleicht ein wenig die Scham hierbei eine Dörfchen spielen, gezwungen zu werden, Vergleiche zwischen Oesterreich und Deutschland anzustellen, die schwerlich zum Vortheil des Reichs der Gottesfurcht und frommen Sitte ausfallen würden?

Nachdem was sich jetzt in Oesterreich abspielt, nachdem wir die Vertreter der deutschen Arbeiter anlässlich des internationalen Arbeiterkongresses in Paris zu sehen, zu hören und zu erleben Gelegenheit hatten, werden die Vergleiche, welche die deutschen Arbeiter notwendig über die Zustände in diesen verschiedenen Ländern anstellen, immer mehr zu Ungunsten gegen das „zivilisirte“ Deutschland ausfallen.

Es wird, wenn die Zustände, die jetzt bei uns herrschen, dauernd die gleichen bleiben, dahin kommen, daß jeder in Auslande lebende deutsch-Arbeiter von seinem Heimathlande nicht sprechen kann, ohne daß ihm die Rölhe der Scham ins Gesicht steigt. Und doch sehen wir eine feige und charakterlose Bourgeoisie bei dem Gedanken erbeben, daß diese Zustände anders werden könnten und das gleiche Recht für Alle, das einzig und allein die Grundlage eines

wirklich gestifteten Staates bilden darf, auch im ausnahmegesetzlich regierten Deutschland wieder Geltung erlange.

Daß, so lange das heutige System das herrschende ist, die Zustände je andere werden, ist zu bezweifeln. Das soll uns aber nicht abhalten, nach Möglichkeit unsere Meinung zu sagen. Der Wechsel der Zeiten war nie rascher als heutigen Tages und das läßt uns hoffen, daß die Stimmung, die heute oben ist, nicht ewig oben bleiben wird.

Wie unser Bruderorgan die Lage in Oesterreich aufsaßt, mag der Artikel zeigen, auf den wir Bezug nehmen und der seinem Hauptinhalt nach also lautet:

„Seit dem Morgengrauen des 1. August dieses Jahres, — wenn dieses Blatt in die Hände unserer Leser kommt, wird es gerade eine Woche sein, — befindet sich Oesterreich seine gesammten Institutionen, Staat und Gesellschaft, sowie vor Allem seine „Ruhe und Ordnung“, diese so leicht zu erschütternden Grundlagen der modernen Staatswesen, in einem ganz ungewohnten Zustand. Wir haben seit acht Tagen um ein Ausnahmegesetz weniger als das Existenzminimum des braven Steuerzahlers und der mehr oder minder festen und festen Stützen des Staates bisher betrug.“

Die Giltigkeit der Verordnung, wodurch die Wirksamkeit der Schwornengerichte in Strafsachen, welchen „anarchistische auf den gewaltsamen Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung gerichtete Bestrebungen zu Grunde liegen“, aufgehoben und die Ausnahmegerichtshöfe eingesezt werden, mit einem Worte, die Geltung des auf dem Verordnungswege verlängerten Anarchistengesetzes hat mit dem 1. August aufgehört. Das Ministerium, wir bewundern seinen Muth, hat die Verordnung bis heute nicht erneuert und wir wagen zu hoffen: es bleibt dabei. Warum? ist leicht zu errathen. Keineswegs kann der absolute Mangel an Anarchisten, der seit einiger Zeit in Oesterreich eingerissen, daran Schuld sein. Denn so ein Anarchistengesetz ist wie der famose „Matheis“ in der Bauernregel:

Matheis
Bricht's Eis
Sind's er feins,
So macht er Eins.“

Und wo auch die verschiedenen Arten von Loh- und Pechspigeleien nicht mehr versagen, dort kann man noch immer „Anarchisten“ auf dem Wege der Ernennung — honoris causa gewissermaßen — künstlich erzeugen. Also das Nichtvorhandensein der Anarchisten ist gewiß kein Grund dafür, eine so bequeme Anarchistenverordnung fallen zu lassen. Aber die Sache hat einen anderen Haken. Die Verordnung muß im Parlament vertreten werden, und das ist nicht angenehm. War es schon im letzten Jahre schwer, die Verordnung durchzubringen, mußte die ganze Majorität bis auf den letzten polnischen Freiheitshelden aufgebieten werden, um gegen den Liberalismus der Linken aufzukommen, der sich

da auf die bequemste Weise austoben konnte, — so würde es heuer offenbar noch etwas schmerzlicher werden. Denn wenn die Regierung befragt werden wird, gegen wen sie die Verordnung brauche, kann sie nur aufwarten mit zwei minderjährigen Burschen, die in Prag wegen angeblich beabsichtigter Verbreitung anarchistischer Flugchriften zu je vier Jahren schweren Kerkers verurtheilt wurden und mit den berühmten Wiener Anarchisten Adler und Bretschneider — Alles zusammengenommen ein etwas magerer Bauwau, der selbst dem willigsten Parlament kaum genügenden Vorwand für ein Ausnahmegesetz geben kann.

So fürchtet die Regierung denn mit Recht eine unbequeme Debatte. Darum verzichtet sie lieber auf die Verordnungs- und setzt den Staat allen jenen Gefahren aus, von welchen sie vor einem Jahre erzählte, um einem schon nicht an sich gerade heldenmüthigen Parlament Angst einzujagen.

Ob die Regierung dadurch der gefürchteten Diskussion wirklich entgehen wird, wird sich allerdings erst zeigen.“

Ob diese Diskussion im Parlament stattfinden wird oder nicht, an der Situation wird sie nichts ändern. Ein einmal fallen gelassenes Ausnahmegesetz läßt sich ohne die allerhöchsten Gründe nicht wieder aufs neue einführen.

Die österreichische Regierung hat in dieser Angelegenheit weit mehr Einsicht gezeigt, als wir ihr zugetraut haben. Das soll offen anerkannt werden. Wäre anderwärts die gleiche Einsicht vorhanden, wir würden ebenfalls mit unserer Anerkennung nicht zurückhalten. Aber die Götter, die diejenigen mit Blindheit schlagen, die sie verderben wollen sorgen, daß wir nicht in diese Verlegenheit kommen.

Ein Wurst-Streik.

Aus Pforzheim in Baden kommt die Mittheilung, daß die dortigen Arbeiter in der Stärke von etwa 10 000 Mann sich die Vertheuerung der Fleisch- und Wurstwaren seitens der Fleischermeister nicht haben gefallen lassen. In einem schönen Morgen haben die sämtlichen Arbeiter, da eine neue Erhöhung der Fleisch- und Wurstwarenpreise angekündigt war, nach vorausgegangener stiller Verabredung, sich mit dem Brot, Käse, Rettig u. s. w. begnügt und den Fleischern ihre Waaren überlassen, wodurch denselben statt einer erhöhten Einnahme ein merklicher Schaden erwachsen ist.

Der billigen Wiße über diesen Wurststreik hat es nicht wenige gegeben. Aber die Sache gewinnt eine erhöhte und volkswirtschaftliche Bedeutung, wenn man damit die Thatsache zusammenhält, daß in den letzten Wochen die Fleischpreise mehrfach — wenn auch nicht überall — gestiegen sind, und daß an verschiedenen Orten die Fleischermeister umgehen, Petitionen an die Regierung zu richten, welche

soeben ein Lebenszeichen von sich gegeben. Wie ich Ihnen gesagt habe, hatte der Ministerrath die Inangriffnahme sämtlicher Fortifikationen und die damit verbundenen Expropriationen beschlossen. Da langte aus unbekannter Quelle eine Anzeige ein, in welcher mehrere für den Staat nachtheilige Umstände aufgedeckt wurden. Den Ministerrath zu kompromittiren, ging nicht gut an. Man berief daher den Staatsrath zusammen, von dem man seit fünfzehn Jahren nicht mehr gewußt hatte, als daß seine Mitglieder Jahresgehalt und Kanzeleipauschale beziehen. Der Staatsrath, dem man den fraglichen Gegenstand zugewiesen, fand die weise Lösung, daß er den Regierungsbeschluß im Prinzipie gutheißt, die Ausführung aber in zwei Sektionen theilt. Die Schütter Fortifikationsgründe werden sogleich expropriirt, die Monastorer Fortifikationsgründe aber erst dann, wenn die erste Sektion beendet ist; die Besitzer der Monastorer Gründe haben also das Vergnügen, noch 18 bis 20 Jahre warten zu können. Guten Morgen, Herr Brazovics.“

Herr Brazovics wußte kein Wort der Erwidderung hervor zu bringen. Dagegen gab es schon keine Hilfe mehr. Der mit Zuversicht erwartete Gewinn von hunderttausend Gulden ist dahin; dahin aber sind außerdem noch jene anderen hunderttausend Gulden, welche in Weingartengründen hinein gesteckt wurden, die keinen Nutzen abwerfen, mit denen nichts anzufangen ist, und welche in dieser Stunde werthlos geworden. Herr Brazovics sah mit dieser zu Wasser gewordenen Hoffnung alle seine Lustschlösser zusammenstürzen. Sein schönes herrschaftliches Wohnhaus, seine auf der Donau schwimmenden Lustschiffe, die beleuchtete Kirche mit der glänzenden Hochzeitsgesellschaft, sie sind nur eine Fata morgana, die sammt dem Nebelbild des Monastorer Forts der erste Windhauch hinwegbläst, die bei der ersten Wolke, welche die Sonne verdunkelt, in Nichts zerrinnt.

Als Herr Brazovics aus dem Zimmer des Gouverneurs heraustrat, kam es ihm vor, als trüge die dort stehende

Timea wurde weiter nicht vernimmt, Niemand fragte nach ihr, um so unruhiger wartete Jedermann auf Herrn Brazovics. Es hieß, er sei schon am frühen Morgen in die Festung gefahren zum Gouverneur, und mit Ungeduld sah man seiner Rückkehr entgegen. Selbst die Braut trat einige Male ans Fenster und sah hinaus, ob nicht der Wagen des Papa kommt.

Nur dem Bräutigam merkte man keine Unruhe an. Aber wo mag Herr Brazovics wohl stecken? Gestern Abend war er noch bei sehr guter Laune gewesen. Er hatte sich mit seinen Freunden unterhalten und jeden seiner Bekannten zur Hochzeit eingeladen; spät in der Nacht hatte er noch an das Fenster des Herrn Katschula geklopft und ihm als „gute Nacht“ hineingerufen: Die hunderttausend Gulden werden morgen bereit liegen! Und er besaß guten Grund, so wohlgelaunt zu sein. Der Festungsgouverneur hatte ihm mitgetheilt, der Fortifikationsplan sei im Ministerrathe in seinem vollen Umfange angenommen worden, die Expropriation sei bereits angeordnet; ja für jenen Theil, der in die Schüttinsel fällt, seien die Gelder ausgezahlt; auch die übrigen Beiträge seien bereits angewiesen, heute Nacht müßten sie mit der Unterschrift des Ministers versehen eintreffen. Es sei bloß so viel als hätte man das Geld schon in der Tasche. Am andern Morgen konnte Herr Brazovics kaum die vorgeschriebene Empfangsstunde erwarten, und fand sich immerhin etwas früher im Empfangszimmer des Gouverneurs ein, damit nicht Andere ihm zuvorkommen. Der Herr Gouverneur ließ ihn nicht lange warten, sondern sogleich herein rufen.

„Ein kleines Malheur,“ sagte er zu dem Eintretenden. „Nun, wenn es nur kein großes ist.“ „Haben Sie schon je vom Staatsrath gehört?“ „Nie.“ „Auch ich nicht. Seit fünfzehn Jahren habe ich nie von ihm reden hören. Aber dies Etwas besteht trotzdem und hat

Feuilleton.

Ein Goldmensch.

Roman von Maurus Jolai.

Athalie besah den Diensthofen, Timea schlafen zu lassen; sie ließ selbst die Fenstervorhänge herab, damit es im Schlafe immer dunkel sei; man soll Timea nicht eher wecken, als bis Athalie in ihrem Brautstaat fertig angekleidet sein wird. Das aber nahm viel Zeit in Anspruch. Athalie wollte heute in der vollen Kriegstrüstung ihrer Schönheit erscheinen. Für diesen Tag waren von weit und breit zahlreiche Verwandte und Geschäftsfreunde gekommen, um die Vermählung der einzigen Tochter des reichen Brazovics, des höchsten Raths, im Umkreise von sieben Komitaten, mitzusehen.

Die Hochzeitsleute fingen schon an, sich im Hochzeitssaal zu versammeln. Die Brautmutter Frau Sophie war unbehaglicher war, auch in neue Schuhe, wodurch in ihr der Wunsch gesteigert wurde, daß der heutige Tag doch schon zu Ende sein möchte.

Auch der Bräutigam war bereits erschienen; mit heiterem Gesichte, höflich wie immer; doch dies heitere Gesichte hatte nicht viel zu besagen, es war bei ihm nur die Uniform der Höflichkeit. Er hatte auch den Blumenstrauch für die Braut mitgebracht. Damals konnte man die Ramelien noch nicht; das Brautbouquet war aus verschiedenfarbigen Rosen zusammengestellt. Herr Katschula sagte bei Lehmung erhielt er ein solches Lächeln von diesem strahlenden Gesichte.

Nur zwei fehlten noch: Timea und Herr Brazovics.

nach noch folgende Aeußerung der Handelskammer Heilbronn über ein gerade actuelles Thema, den Kaffeeterminhandel. Dieselbe schreibt, es werde mit den Terminmärkten als mit einem notwendigen Uebel gerechnet werden müssen, das kaum wieder zu vermeiden sein werde. Wohl aber wird es sich einigermaßen behutlich mildern lassen, daß verschiedene Mißbräuche beseitigt werden. Vor allem ist es zu beklagen und zu bekämpfen, daß die Leiter der Liquidationskassen zum Theil gleichzeitig selbst die meisten Händler und Spekulanten sind und so ihre Stellung aus ihrem Nutzen und anderer Schaden mißbrauchen können. Diese Doppelstellung widerspricht auch vollständig dem Geiste des neuen Gesetzes über Aktiengesellschaften. So kann es auch das Kapital der Hamburger Liquidationskasse von 3000000 M. entschieden zu klein und erstlicheren Kataklysmen nicht gewachsen. Auch eine Verminderung der Termine, auf welche gehandelt werden kann, von 12 auf 6 Monate, würde manche Ausschreibung abschneiden; ist es doch entschieden eine Unnatur, Geschäfte auf Termine zu machen, die noch gar keine Beurtheilung über den Ausfall der in Betracht kommenden Ernte zulassen, und endlich ist es auch zu empfehlen, daß unter möglichst leichten Bedingungen für Good Average Santos, auf den sich die Termingeschäfte bis jetzt ausschließlich beschränkten im Rückfall auch andere Sortirungen von Santos und sonstiger sorten Kaffeesorten als lieferbar bezeichnet werden, wodurch namentlich den vielfach so verderblich gewordenen Schwänzen vorgebeugt würde. Eine Wiederaufhebung des Terminmarktes in Hamburg erscheint uns jedoch als undenkbar. Wollte Hamburg seine seinen nunmehrigen Einrichtungen für Handel und Schiffahrt entsprechende hervorragende Seepflichtstellung im Reichhandel überhaupt erringen, so dürfte es mit der Einrichtung eines Terminmarktes nicht länger zögern. Die Entwicklung, die der Hamburger Kaffeehandel inzwischen genommen, ist das, was und wird in wenigen Jahren in dieser Richtung nach viel nachdrücklicher sprechen. Große Umsätze am Termin erfordern dementsprechende große Vorräthe, und diese Vorräthe ihrerseits wieder die Bedeutung des eff. Geschäfts. Eine Aufhebung des Hamburger Termingeschäfts wäre also ein empfindlicher Schlag für diesen Platz selbst und damit nicht auch für das Reich, ohne irgend welchen Nutzen für die Allgemeinheit, denn diese Termingeschäfte würden dann, wie vorher alle den Terminmärkten im Ausland; Havre, Antwerpen, Rotterdam, Amsterdam, New-York u. zugeführt werden.

Oesterreich-Ungarn.

Im Kapitalisten-Interesse verbreitet Wolff's Tel.-Bureau folgende Nachricht: Pest, 10. August. In den Steinkohlenbergwerken der Donaudampfschiffahrts-Gesellschaft bei Fünfkirchen ist in den letzten Tagen eine gewisse Agitation wahrnehmbar, und droben die Arbeiter mit Arbeitseinstellung. In Folge dessen ist aus Fünfkirchen eine größere Truppenabtheilung nach den nahen Kohlengruben abgegangen. Die Erüftung der Kohlenwerke ist bisher nicht gelungen.

Schweiz.

Genève, 11. August. Eine heute hier stattgehabte von sozialdemokratischen Vereinen besetzte Versammlung beschloß einstimmig, über das Bundesgesetz, betreffend den Gewerkschaften, die Volksabstimmung zu verlangen und die dazu nöthigen 30000 Unterschriften zu sammeln.

Frankreich.

Der Hochverratsprozeß, der gegenwärtig vor dem französischen Staatsgerichtshof gegen den General Boulanger geführt wird, erregt lange nicht das Interesse, welches sich seine Verurtheilung davon versprochen haben mögen. Wenn aber das allgemeine Interesse an dem Gange der Verhandlungen in Bezug auf die Hauptpersonen derselben erlahmt, so richtet es sich in verhältnißmäßig nahe auf eine Episode, deren Held eine Boulanger gleichnamig magnetisch angezogen gefühlt und an seine Person geknüpft haben. In seiner Person ist endlich jener interessante Charakter entdeckt worden, der durch die Verurtheilung einer Reihe gefälschter diplomatischer Aktenstücke in den letzten Jahren die ganze Welt beunruhigt und gewirrt hat.

Zu den Helfershelfern des Generals Boulanger gehörte nämlich nach den Schilderungen des Generalstaatsanwalts ein gewisser Boucault de Mondion. Von dieser Persönlichkeit entwarf Quebner de Beauregard folgendes erbauliche Bild: Mondion war früher Erzieher der Kinder des Fürsten von Sibirien; später gründete er in Gesellschaft mit einer Frau Reiguen eine Zeitung „Das Syndikat“ und eine Familienpension. Frau Reiguen wurde wegen Kuppel zu fünf Jahren Gefängnis verurtheilt, erhielt aber Strafausschub unter der Bedingung der Auswanderung und ließ sich in Berlin nieder, wo sie als geheime Agentin der französischen Regierung und des Generals Boulanger thätig war. Boucault de Mondion blieb ihr Korrespondent in Paris.

Aus Kunst und Leben.

Kalter Thee für Glutarme und Gleichsüchtige. Die verschiedenen Eigenschaften des Thees werden in Deutschland nicht nach lange nicht genügend gewürdigt. Bei großer Hitze, wenn Körper und Geist erschöpft, greift der Deutsche zu Erfrischungsmitteln wie Woselmeim, Bier, Cognac und Selters u. s. w., die nicht kalt genug sind. Er berücksichtigt aber nicht, daß diese kalten Getränke nur durch die Kälte eine augenblickliche Erfrischung gewähren, und beachtet nicht, daß er bald nachher von so größerer innerer Hitze und von Durst gequält wird; er trinkt von Neuem und schwächt damit seinen Körper und seine Nerven und zerstört die Verdauungsorgane. Ein kaltes Getränk, welches weder während noch nachher auf die Gesundheit einwirkt, der Gesundheit zuträglich ist und belebend wirkt, ist unweifelhaft Thee. Selbst im Tanjaale sollte nur dieser in guter Qualität genossen und Abstand genommen werden von den jetzt so beliebten auf Eis gekühlten Getränken. Der Thee besitzt einen Projecten des Eisenoxyd und ist deshalb für blutarme und gleichsüchtige Damen sehr zu empfehlen. Der Professor Liebig ließ sich hierüber wie folgt vernehmen:

Wenn man in Erwägung zieht, sagt Liebig, daß in Europa und Amerika über 80 Millionen Pfund Thee und im Orient über 60 Millionen Pfund Kaffee jährlich verbraucht werden, daß in England und Amerika der Thee einen Bestandtheil der täglichen Lebensordnung des geringsten Mannes, sowie der reichsten Grundadeln ausmacht, daß in Deutschland das Getränk auf dem Lande und in den Städten um so hartnäckiger gegenwärtig hängt, je mehr die Armuth die Fülle der Lebensmittel beschränkt, und daß der allerschmalste Mensch immer noch in einer Veruchtheit für Kaffee und in einer Veruchtheit für Brot und Kartoffel gepalpen wird — im Interesse solcher Thatsachen läßt sich schwerlich die Behauptung der Annehmlichkeit, die wir halten es im Gegentheil für eine wahrhaftig, um nicht zu sagen gewiß, daß der Thee für die Menschen in dem Gefühl gewisser Lüden oder in dem durch Quantität des geteigerten Lebens in unserer Zeit, die durch Quantität nicht befriedigt werden können, eben in dem Maße, wie die Pflanzenernährung das wahre Mittel aufzuheben hat, um seiner täglichen Nahrung die erforderliche Quantität der Nahrung zu geben. Eine jede Substanz,

Die angebliche Quittung über 32000 Fr. (welche Boulanger aus dem geheimen Fonds gestohlen haben soll), die seinen Namen trägt, ist unterzucht worden. Sie ist von Frau Reiguen geschrieben, wie ein Zeuge bekundet. Foucault de Mondion ist in vergangener Woche nach London gereist, hat Boulanger besucht und ist, die Taschen voll Banknoten, zurückgekommen. Erst dann ist die Photographie der vielbesprochenen Quittung in den boulangistischen Blättern erschienen.

Dieser Mondion gesteht nun in einem offenen Brief, den er zu seiner Verteidigung verfaßt hat, ein, daß er die bekannten, dem Kaiser von Rußland unterbreiteten falschen Aktenstücke über Bulgarien verfaßt hat. Derselbe Wiederemann entpuppt sich als der lange gesuchte Graf Paul Bassili, der Verfasser der „Berliner Gesellschaft“, und außerdem stellt sich heraus, daß er der Monieur Maurel ist, welcher jüngst die Berichte des Herzogs von Ursel in der „Nouvelle Revue“ veröffentlicht hat.

Wie uns sodann unser Pariser Korrespondent telegraphirt, rühmt sich Mondion öffentlich, im Jahre 1885 den Frieden mit China hergestellt zu haben, indem er als Sekretär des chinesischen Militär-Attachés Tscheng-ti-Tong einen vom Grafen Waldersee ausgearbeiteten Kriegsplan Chinas an Ferry mittheilte, worauf dieser seine Forderungen reduzirte. Mondion will ferner Rußland von Deutschland getrennt haben, indem er dem Zaren das „Doppelspiel Bismarck's“ enthüllte. Boulanger bestätigt durch einen Brief an die „Presse“ alle diese „patriotischen Verdienste“ Mondion's als richtig.

Eine weitere interessante Enthüllung des Staatsanwalts betrifft Boulanger's Beziehungen zu — Herrn v. Bleichröder. Ein Herr v. Eyon, seines Zeichens Arzt, Journalist und Finanzagent, seines Stammes ein Russe, soll im Auftrage Boulanger's nach Cannes zu Bleichröder gereist sein und ihn ersucht haben, beim Fürsten Bismarck ein Wort für Boulanger einzulegen; dieser sollte Konful auf Lebenszeit werden, was der Stetigkeit und dem Frieden größere Bürgschaften gewähre, als die Monarchie. Bleichröder habe jedoch unter Hinweis auf Graf Waldersee's Einfluß und den Antisemitismus seine Einmischung abgelehnt. Herr v. Eyon erklärt im „Gaulois“ die ganze Sache für Blödsinn; aber Pressensé, ein Redakteur des „Temps“, behauptete, daß ihm Blomer, der „Kabinetchef“ Bleichröder's (?), die Geschichte „so erzählt“ habe. Auch ein Beweis!

So weit die bisher vorliegenden Mittheilungen, an die sich voraussichtlich bald weitere Enthüllungen knüpfen werden. Man darf darauf gespannt sein, obgleich qualitativ das ekelhafte Gemisch politischer Gaunerei kaum noch verstärkt werden kann.

Ueber den Gang der Verhandlungen liegen nun folgende weitere Nachrichten vor: Paris, 10. August. (Fortsetzung der Sitzung des obersten Gerichtshofes.) Die Anklagechrift geht alsdann auf die unerlaubten Entnahmen Boulanger's aus dem Reservefonds und dem geheimen Fonds des Kriegsministeriums zum Zweck der Reklame und des Komplots über. Die Schrift spricht von weiteren Boulanger zur Last gelegten Unregelmäßigkeiten und schließt damit, Boulanger wegen Komplots, Attentats und damit zusammenhängenden Vergehen dem obersten Gerichtshof zur Aburtheilung zu übergeben. Anstatt von der Rechten verlangt das Wort. (Großer Lärm.) Der Präsident Beroyer verweigert dasselbe, indem er erklärt, daß der oberste Gerichtshof nur in geheimer Ausschussung zu berathen habe. Der oberste Gerichtshof konstituirte sich hierauf unverzüglich als geheimes Komitee und verlagte sich auf Montag, Paris, 10. August. In einer Zusammenkunft des obersten Gerichtshofes im Beratungszimmer brachte der Antrag Kerdel einen von 54 Senatoren der Rechten unterstützten Antrag auf Inkompetenz ein. Der Senat beschloß, über diesen Antrag am Montag vor Beginn der Sitzung in seinem Beratungszimmer Beschluß zu fassen.

Belgien.

Aus Brüssel wird geschrieben: In der internationalen kriminalistischen Vereinigung rief die Frage: „Welche Maßnahmen darf man dem Gesetzgeber empfehlen, um die Rolle des Gefängnisses, soweit sie die für leichte Vergehungen ausgesprochenen Verurtheilungen betrifft, einzufchränken?“ eine sehr eingehende Besprechung hervor. Der Berichterstatter Herr Garofalo empfahl die Einführung einer doppelten Geldstrafe, die eine zum Vortheil des Staates, die andere zum Nutzen der geschädigten Partei; Zahlungsunfähigen muß gestattet werden, frei fortzuarbeiten unter der Bedingung, einen Theil ihres Verdienstes in eine öffentliche Kasse abzuführen; nur die Störigen sind einzulernen. Herr Professor von Liszt empfahl eine ganze Reihe von Maßnahmen, um die kurzen Gefängnisstrafen zu mindern, wie Verwarnung, Kaution, Leistungen in natura, die custodia honesta, doppelte Geldstrafen. Herr Prins wünschte Erleichterungen zur Bezahlung der Geldstrafen, ratenweise Abzahlungen, was dafür, daß der verurtheilte mehr Freiheit gelassen werden müsse, ob sie liegen wolle oder nicht, nicht minder den Anklagebehörden. Herr van Hamel wünscht die Abmilderung der Geldstrafen nach dem Vermögen des Angeklagten; man müsse das Beste thun, um die Zahlung der Geldstrafen durchzusetzen und die eventuelle Haft zu vermeiden. Die Versammlung unterzog die sämt-

lichen vorgeschlagenen Anträge einer eingehenden Kritik, verlagte aber auf Wunsch des Herrn Professors Liszt, um die Anträge mehr reifen zu lassen, die Fassung der Beschlüsse bis zum nächsten Kongresse. Die dritte Frage: „Welches sind die Mängel des jetzigen, durch die meisten Gesetzgebungen befolgten Systems, um den Rückfall zu bekämpfen?“ nicht minder umfangreiche Debatten hervor; es war die einmüthige Anschauung, daß die jetzigen Maßnahmen nicht geeignet seien, um den Rückfall ernsthaft zu kämpfen. Herr van Hamel gab als Berichterstatter eine eingehende Uebersicht über den Stand der Frage und bekämpfte die Anschauung, als ob jeder Rückfall eine Strafverschärfung bedinge; dem Richter müsse mehr Freiheit gelassen werden. Die Behandlung der Rückfälligen sei jetzt ganz verkehrt; man müsse Klassen bilden und die besserungsfähigen Gewohnheitsverbrecher anders behandeln, als die Unverbesserlichen; die letzteren müßten ganz getrennt und auf unbestimmte Zeit festgesetzt bleiben. Zur Anwendung der Strafe des Rückfalls müsse ein Zusammenhang zwischen dem früheren und späteren Verbrechen vorhanden sein. Herr Prins beklagte die Gleichmäßigkeit des Gefängnisregimes, welches für die Einen zu streng, für die Anderen, die Rückfälligen, zu wenig abschreckend sei; die Strafe müsse fortschreitend erschwert werden; die unverbesserlichen Rückfälligen gewöhnlich sich an die Zellenhaft. Herr Liszt stimmte den Rednern bei und forderte Zulassung der richterlichen und Gefängnisbehörden. Herr Deville trat auf das Wärmste für die Deportation als für das wirksamste Mittel gegen den Rückfall ein. Von den aus den Gefängnissen Entlassenen würden 50 Prozent Rückfällige, von den Deportirten 9 Prozent. Nach eingehenden Erörterungen, bei denen Herr Staatsanwalt Blum auch die Mängel des jetzigen deutschen Systems beleuchtete, beschloß der Kongress, daß das jetzige die Bestrafung der Rückfälligen betreffende System im Prinzip mangelhaft und zur Bekämpfung des Rückfalls unbedingt unzureichend ist. Unter den Mangelhaftigkeiten hob der Kongress besonders hervor: 1) das Fehlen der Klasseneintheilung, die Gleichmäßigkeit der Behandlung der Gewohnheits- und Gelegenheitsverbrecher, 2) der Mißbrauch mit den zu kurzen Strafen, welche bewirken, daß die Rückfälligen in die Gesellschaft zurückkehren, ohne daß diese auf genügende Weise gegen neue Untthaten gesichert ist. Der Kongress beschloß, die Frage über die jugendlichen Verbrecher erst auf dem nächstjährigen Kongresse, welcher in Petersburg stattfinden soll, zu beraten und die Herren Professoren Prins, von Liszt und van Hamel auch mit der ferneren Leitung der Vereinigung zu betrauen. In allen Ländern sollen zur Förderung der Ziele der Vereinigung Lokalkomitees gebildet werden. — Wir wüßten wohl ein Rezept, nach welchem die Bestrafungen überhaupt überflüssig würden.

Balkanländer.

Eine der „Pol. Korr.“ von serbischer Seite aus Belgrad zugehende Zuschrift giebt dem Bedauern darüber Ausdruck, daß in einem Theile der ausländischen, speziell der österreichisch-ungarischen Presse die Voreingenommenheit in der Beurtheilung serbischer Vorgänge andauere, obgleich die Vorfälle, welche anlässlich verschiedener Ereignisse in Serbien geäußert wurden, sich als unbegründet erweisen haben. Metropolit Michael waltete seit einiger Zeit seines Amtes, ohne in den Gang der serbischen Politik eingegriffen zu haben; die Kossovo-Feier, sowie die Salbung des Königs Alexander habe sich ohne Ausschreitungen des nationalen Gefühls abgepielt und das Räuberunwesen, dem zum Theile ein politischer Charakter beigelegt wurde, sei im Erlöschen begriffen. Das in der erwähnten Presse gegenüber der auswärtigen Politik der gegenwärtigen serbischen Regierung zu Tage tretende Mißtrauen sei durchaus ungerechtfertigt. Das Programm der radikalen Regierung sei die Pflege freundschaftlicher Beziehungen zu allen Staaten, insbesondere aber zu Oesterreich-Ungarn und Rußland. Das Kabinet Gruic habe seit seinem Regierungsantritte Oesterreich-Ungarn gegenüber Entgegenkommen, Achtung und Friedfertigkeit an den Tag gelegt, wie dies für die Pflege und Weiterentwicklung freundschaftlicher Beziehungen zwischen den beiden Staaten erforderlich ist. Allerdings habe sich das radikale Kabinet auch bemüht, das Verhältniß Serbiens zu Rußland, welches sich unter den früheren serbischen Regierungen zu einem ganz unliebslichen gestaltet hatte, zu einem freundschaftlicheren zu machen, da die staatlichen Interessen Serbiens die Pflege guter Beziehungen auch zu Rußland erheischen. Das Kabinet Gruic habe bei diesem Bestreben nichts gelhan, was mit der Würde und der Selbstständigkeit Serbiens in Widerspruch stünde. Es sei ferner völlig unbegründet, aus der Reinstellung des Metropoliten Michael auf ein Uebergewicht russischen Einflusses in Belgrad zu schließen. Die Regierung gestatte dem Metropoliten keinerlei Ingerenz auf die Entscheidung politischer Fragen, die er übrigens auch gar nicht anstrebe. Man dürfe somit aus der Herstellung freundschaftlicher Beziehungen zu Rußland durchaus nicht eine Verächtlichmachung der Beziehungen zu Oesterreich-Ungarn folgern. Jeder ernst denkende serbische Politiker müsse schon wegen der geographischen Lage Serbiens und wegen der zahlreichen wirtschaftlichen Bande, die es mit Oesterreich-Ungarn verknüpfen, den Wunsch nach einem möglichst aufrichtigen Freundschaftsverhältnisse zu diesem Staate

insofern sie Antheil an den Lebensprozessen nimmt, wirkt in einer gewissen Weise auf unser Nervensystem, auf die sinnlichen Reizungen und den Willen des Menschen ein. Es giebt keine Getränke, welche in ihrer Zusammensetzung und in gewissen Bestandtheilen mehr Ähnlichkeit mit Fleischbrühe haben als Thee und Kaffee, und es ist wahrscheinlich, daß ihr Gebrauch als Bestandtheil der Nahrung auf der erregenden und belebenden Wirkung beruht, welche diese Getränke mit der Fleischbrühe gemeinsam haben. Das Getränk Thee unterscheidet sich von dem Getränk Kaffee durch einen Eisen- und Mangangehalt. Wir genießen demnach in dem Thee (von manchen Theesorten, insbesondere Becco und Soukong) ein Getränk, welches den wirkenden Bestandtheil der wirksamsten Mineralquellen enthält, und so gering auch die Menge Eisen sein mag, die man täglich darin zu sich nimmt, so kann dieselbe auf die vitalen Vorgänge nicht ohne Einfluß sein.

Nach der darauf folgenden Analyse enthalten die Achenbestandtheile

	des Theeaufgusses	des Kaffeeabsudes
	(Soukongthee)	(Janakaffee)
Eisenoxyd	3.29	0.25
Manganoxyd	0.71	0.00

und ist weiter bemerkt, daß ein Theeaufguss von 70 Gramm Beccothee 0,104 Gr. Eisenoxyd und 0,20 Gr. Manganoxyd enthält.

Hiernach ist leicht ersichtlich, welche günstige Wirkung der tägliche Genuß von Thee, namentlich für Glutarme und Gleichsüchtige, haben muß, da er dem Blute Eisen zuführt, und dürfte daraus auch vielleicht der Umstand zu erklären sein, daß in England, wo der Thee zu den täglichen Nahrungsmitteln gehört, die Bleichsucht der jungen Mädchen weit seltener als bei uns vorkommt.

Ueber die elektrische Bergbahn auf den Burgenstock bei Luzern, eines der interessantesten Meisterwerke moderner Ingenieurkunst, welche vor kurzem dem öffentlichen Verkehr übergeben worden ist, wird folgendes mitgetheilt: Die ganze Bahn bildet einen mächtigen Bogen, dessen Winkel etwa 112 Grad beträgt. Die totale Länge der Bahn mißt 988 m und die Krümmung ist infolge dessen eine so geringe, daß für den Passagier kein Unterschied bemerkbar wird zwischen einer Fahrt auf gerader Strecke. Der Burgenstock erhebt sich vom Ufer des Luzerner Sees etwa 1350 Fuß in die Höhe. Diese Höhe überwindet die Bahn in zwei verschiedenartigen Steigungen, nämlich vom Anfangspunkt bis auf eine Länge von 400 m von 32 pSt. und von da aus mit der außerordentlich

hohen Steigung von 88 pSt. Die Bahn ist durchweg einseitig, also ohne Ausweichungspunkt; die elektrische Triebkraft wird von zwei Dynamomaschinen von je 25 Pferdestärken geliefert. Diese Dynamas werden durch ein Wasserrad von 125 Pferdestärken bewegt, welches bei Hochs in einer Entfernung von drei Meilen an der Vor seinen Stand hat. Die elektrische Stromleitung wird durch zwei sorgfältig isolirte Siemens'sche Kabel bewirkt, wobei der Kraftverlust in denselben im Ganzen nur 20 pSt. beträgt.

Edison's neueste Erfindung. Aus New-York, 30. Juli, wird geschrieben: Die neueste Erfindung Thomas Edison's ist ein magnetischer Erdsparator, welcher zweifellos seinen so hohen Rang einnimmt, als viele der anderen Erfindungen, welche der „Zauberer von Menlo-Park“ der Welt geschenkt hat, aber nichts desto weniger, soweit es die Idee betrifft, seinen Schöpfer nicht verleugnen kann. Der Separator, welcher die eisenhaltigen Erze selbstständig von werthlosen Schlacken sondert, wird sich für die Eisensabfabrikation der ganzen Welt von größter Wichtigkeit erweisen, falls derselbe sich im praktischen Gebrauche eben so tüchtig bewährt, als in den kürzlich angestellten, ausgedehnten Versuchen. Aus Bechtelsville in der Nähe von Reading (Pa.), wo die Experimente ausgeführt wurden, beschreibt eine Korrespondenz die Erfindung und die Art der Arbeit in kurzen folgendermaßen: Die mit Erzen durchzogenen Felsstücke, welche in kleine Blöcke gesprengt werden, kommen zunächst in den „Crusher“ (Zermalmer), eine Maschine, welche die Blöcke wiederum in eckige Stücke zerbricht. Nun ist das Material zum Passiren des Edison'schen Apparates bereit. Es wird in einen immensen Trichter geschüttet und gelangt in einen breiten, abwärts strebenden Kanal, welcher sich am Ende in zwei Wege theilt. Bevor diese Stelle erreicht ist, passiren die Felsstücke jedoch einen vorgehobenen, eigentlich aus einem der Kanäle ragenden Magnet von immenser Größe, welcher so stark geladen war, daß alle nur eine Spur von Metall enthaltenden Stücke ihm, resp. dem Kanal mit einer Festigkeit zufliegen, die sich natürlich genau nach der Quantität des vorhandenen Metalls richtet. Alles taube Gestein jedoch eilt an dem Magnet vorbei, ohne vom Wege abgezogen zu werden, und fällt in den für die Abfälle bestimmten Kanal. — Die Erfindung ruht in den Kreisen der Minen- und Metall-Interessenten großes Aufsehen hervor, da sie schon in ihrer jetzigen Gestalt eine Ummwälzung auf gewissen Gebieten der Eisensabfabrikation bedeutet und andererseits, bei entsprechender Verbesserung, zahlreichen anderen Zwecken viel dienlich gemacht werden können.

Das Gewitter.

In den großartigsten Naturerscheinungen gehört unstreitig das Gewitter. Wenn auch die neuere Wissenschaft das Wesen dieser Erscheinung längst richtig erkannt und seiner Nützlichkeit und Unheimlichkeit, in der es in früheren Zeiten der Menschheit erschien, entleidet hat, so verbreitet das Gewitter doch so, wo es zur vollsten Entwicklung gelangt, immerhin noch genug Angst und Schrecken. Abgesehen von dem Einbruch des Blitz und Donner mit der steten Gefahr, plötzlich niederschlagen zu werden, auf ängstliche und leicht erregbare Naturen wirken, sind die anderen mit dem Gewitter zumeist verbundenen Erscheinungen — Hagel und Wollenbruch — hinreichend, den Menschen mit berechtigter Besorgnis zu erfüllen. Sind doch alljährlich vom Beginn des Frühjahrs ab die Zeitungen mit Nachrichten über schwere Unwetter, durch welche Menschen getödtet, Gebäude eingestürzt und blühende Fluren mit einem Schlage vernichtet worden sind. Es unterliegt nicht dem Zweifel, daß seit den letzten 30 Jahren die Blitzgefahr im Allgemeinen sich mindestens verdreifacht hat. Ein Artikel in der „Schlesischen Zeitung“ von diesem Jahre, in welchem die Ursache einer eingehenderen Besprechung unterzogen ist, und gleichzeitig mehrere bis jetzt aufgestellte Hypothesen erwähnt sind, durch welche die Zunahme der Blitzgefahr begründet werden kann, beruht hauptsächlich die Blitzgefahr für Gebäude. Man ist es natürlich, daß bei dem häufigeren Auftreten der Gewitter auch für die Menschen die Gefahr gewachsen ist, vom Blitz getroffen zu werden. In dieser Beziehung sei eine statistische Notiz angeführt („Gaea“ 1889), wonach im Königreich Preußen in der Zeit von 1869 bis 1878 818 Personen vom Blitz getödtet worden sind, und zwar belief sich die Zahl der Getödteten im Jahre 1869 auf 79, dagegen im Jahre 1875 bereits auf 140 Personen. Welche bedeutende Zahl vom Blitze Getödteter würde sich erst ergeben, wenn Angaben darüber aus allen Erdtheilen gesammelt wären.

Die Entstehung des Gewitters beruht im Allgemeinen auf einer außerordentlich raschen Verdichtung atmosphärischen Wasserdampfes infolge Zusammenstießens stark erwärmter aufsteigender Luft mit kalter Luftschichten höherer Regionen, bei gleichzeitiger Entwicklung großer Mengen von Elektrizität. Die Gewitterbildung steht entweder im Zusammenhange mit einer größeren heranziehenden oder einer rein örtlich entstandenen barometrischen Depression. Wie bei jeder Depression sind daher auch beim Gewitter Zirruswolken, wenn auch in geringerer Höhe schwebend — in der Form von Zirrusfächer — die Vorläufer. Gleichsam hinter diesem Schleier oder Schirm, dem übrigens, wie weiter unten gezeigt werden wird, eine wichtige Rolle zufallen dürfte, bildet die Entwicklung des Gewitter-Kumulus statt, der, anfangs sich langsam, sich sehr bald, gleichsam aus sich herauswühlend, zu bedeutender Breite entwickelt. Mehrere solcher Quasimolken vereinigen sich alsdann zu einer einzigen, eine breite, grauschwarze Wand darstellenden Wollenmasse. Charakteristisch ist, daß die Gewitter meist mit breiter Front über das Land ziehen. Man kann hierbei die Beobachtung machen, daß wenn noch so brohend aussehendes, dunkles Gewölk nach dem Horizont hin etwas durchsichtig, an manchen Stellen gar durchsichtig erscheint, man von demselben wenig zu fürchten hat; erst wenn derartige Gewölk auf dem Horizont gleichsam fest aufzuwachen scheint und von da aus den Himmel gleichmäßig überzieht, kann man sich auf ein schweres Gewitter gefaßt machen. Eine eigenthümlich grünlich-graue Färbung der Gewitterwolken, denen bei ihrem Heranziehen ein sonderbares Geräusch vorangeht, läßt mit ziemlicher Sicherheit Hagelwetter erwarten. Infolge der Depressionsbildung sehen wir beim Gewitter rasche und plötzliche Druckschwankungen des Barometers mit Veränderung der Windrichtung. Das Barometer sinkt meist unter den Gleichgewichtsstand, und der Wind schlägt nach Süden, Südwesten oder Westen um, aus welchen Himmelsrichtungen bei uns die meisten Gewitter heranziehen. Nur selten — und zwar wenn die Gewitter einem südlich oder östlich von uns gelegenen Depressionsgebiet entstammen — kommen sie aus dem Osten herauf; solche Gewitter sind erfahrungsmäßig meist sehr schwer.

Von ganz hervorragendem Interesse ist die Frage nach der Entstehung der das Gewitter charakterisirenden atmosphärischen Elektrizität. So eifrig man sich auch mit der Beantwortung dieser Frage beschäftigt hat, ist doch bis jetzt eine jeden Zweifel ausschließende Antwort noch nicht gefunden, obgleich nicht verkannt werden kann, daß einige der neuerdings aufgestellten Theorien außerordentlich viel Wahrscheinlichkeit für sich haben. Es würde hier viel zu weit führen, auf alle diese Theorien

auch selbst nur in aller Kürze einzugehen. Suchsland zählt in einer im Jahre 1886 erschienenen Schrift über die „gemeinschaftliche Ursache der elektrischen Meteore und des Hagels“ nicht weniger als 24 Theorien auf, die bis dahin über die Entstehung der Luft- und Gewitterelektrizität aufgestellt worden sind. Besonders Interesse dürfte die Theorie von Professor Sobde in München bieten („Der Ursprung der Gewitterelektrizität und der gewöhnlichen Elektrizität der Atmosphäre“, Jena 1885). Seine Theorie stützt sich auf die Faraday'sche Entdeckung, daß durch gegenseitige Reibung von Wasser und Eis erstere negativ, letzteres positiv elektrisch wird. Wird demnach Eis von den Wassertropfen eines Luftstromes getroffen, so wird das Eis positiv elektrisch und zwar um so stärker, je kälter das Eis ist. Durch Reibung von reiner Luft gegen Eis entwickelt sich keine Elektrizität. Prof. Sobde folgert nun weiter, daß es zwischen den bei jedem Gewitter erscheinenden zweierlei Wolkenschichten, den Cumuluswolken aus Wassertheilchen und den aus Eisnadeln bestehenden Cirruswolken, so lebhafter gegenseitiger Verreibung kommen muß. Es stehen sich nämlich die vertical vom Erdboden aufsteigenden warmen Luftströme und die in horizontaler Richtung, bei uns meist von Westen nach Osten sich bewegenden höheren Luftschichten einander gegenüber. Daß letztere aber schon bei einer Höhe von 3—4000 Meter die Temperatur des Gefrierpunktes haben, ist durch Beobachtung festgestellt. Durch diese in meist beständige, wirbelartige Bewegung verletzten warmen und kalten Luftströme sind die Bedingungen für die gegenseitige Reibung der Wasser- und Eistheilchen und somit für die Entstehung der atmosphärischen Elektrizität gegeben. Eine ganz vor kurzem von Dr. Andries („Gaea“, Heft VIII, 1889) aufgestellte Hypothese über die Entstehung der Gewitterelektrizität sei noch kurz angeführt, da dieselbe ebenfalls den Gewitter-Cirrus mit zur Erklärung, wenn auch unter anderer Voraussetzung, heranzieht. Dr. Andries geht von der durch Experimente von Wundt, Bezuerel und Pantel festgestellten Thatsache aus, daß durch Sonnenstrahlung im Eis positive Elektrizität erzeugt wird, insofern dessen der sich oft mit ziemlicher Geschwindigkeit bewegende Cirrusleiter mit hoher Elektrizität erfüllt werden müßte. Wenn nun, so folgert Dr. Andries, eine solche stark positive elektrische Cirrusfaser... über ein größeres, seit mehreren Tagen sehr erwärmtes und deshalb wasserstoffreiches Gebiet fortzieht, dessen obere Grenze stark negativ elektrisch ist, so kommt es zu elektrischer Entladung, also zu fortlaufendem Gewitter. Hat der Prozeß einmal begonnen, so folgt er dem Zuge des oberen Zirrusgewölks. Die Zirrusfaser senkt sich also, während die unteren Wolken nach aufwärts steigen; die Verbindung von oben nach unten geschieht durch wirbelartige Bewegung.“ Den Grund, daß in den Wolken auch negative Elektrizität vorhanden, erblickt Dr. Andries im Ojon, das bei feuchter Luft allerdings reichlich vorhanden und stets negativ elektrisch ist. So viel über die Entstehung der Gewitter-Elektrizität, über welche auch Blanté interessante Experimental-Untersuchungen angestellt hat („Natur“ 1889, Nr. 28 und 29). Aus den beiden vorgenannten Theorien läßt sich übrigens nicht un schwer eine Theorie über die Entstehung des Hagels ableiten. In den hohen, kalten Regionen muß ja unter Umständen ein vollständiges Zusammenfriren des zerstäubten und durch elektrische Entladung verdampften Wassers stattfinden.

Durch die elektrischen Gegensätze, in denen sich die einzelnen Wolkenschichten zu einander bezug, die positiv geladenen Wolken zu der negativen Elektrizität der Erde, speziell des Grundwassers befinden, ist während des Gewitters ein fortwährender Austausch der Elektrizität durch Ueberschlagen des elektrischen Funkens — des Blitzes — bedingt. Uns interessiert hauptsächlich der Ausgleich der Wolken mit der Erd-Elektrizität. Man unterscheidet drei Arten von Blitzen: Kugel-, Flächen- und Fichtblitz; die letztere Art ist die am häufigsten vorkommende und für uns wichtigste. Der Donner beruht nach Lavini auf einer mechanischen Erschütterung der Luft in den zahlreichen kleinen Entladungszentren, aus denen sich der Blitz gewissermaßen zusammensetzt. Die Dauer des Donners ist eine sehr verschiedenartige; im Allgemeinen schwankt sie zwischen 2 bis 50 Sekunden. Aus der Länge des Zeitraumes zwischen der Wahrnehmung des Blitzes und dem Eintritt des Donners kann man befandentlich einen Schluß auf die Entfernung des Gewitters ziehen, und man ist dadurch in den Stand gesetzt, auch Abends und Nachts, wenn die Zugrichtung der Wolken nicht zu sehen ist, sich über Gang und Stand des Gewitters zu unterrichten. Man hat nur nöthig, gleich beim Erscheinen des Blitzes bis zum Eintritt des Donners nach dem Sekundenpendel oder der Taschenuhr die Sekunden zu

zählen und die erhaltene Zahl mit 450 oder 330 zu multiplizieren; im ersteren Falle erhält man die Entfernung in Schritten, im letzteren in Metern. Heranziehende Gewitter kann man hierdurch alsbald von mehr seitwärts vorbeiziehenden unterscheiden. Um zu den durch Influenz elektrisch gemordenen unterirdischen Wassermassen zu gelangen, die gleichsam eine zweite, mit negativer Elektrizität geladene Wolke darstellen, benutzt der Blitz die nächsten und bequemsten Wege, daher seine Vorliebe für hohe Gegenstände: Thurmspitzen, Gebäudegiebel, Farnstangen, hohe Bäume u. dergl. An diesen Gegenständen fährt er entweder glatt berab oder er zerstückt sie mehr oder weniger; immer aber endet er in der Erde. Bei Gewittern, die sich in sehr großer Höhe entladen, findet nur ein Ausgleich der Elektrizität innerhalb der Wolken statt, wobei der Donner gar nicht oder nur schwach zu hören ist. Ein wahrhaft imponantes Schauspiel bieten oft abziehende Gewitter dem ihnen nachschauenden Beobachter. Man hat dann Gelegenheit, das freie Spiel der Elektrizität in der Natur in voller Ruhe zu beobachten; oft gleicht ein solches Spiel einem großartigen Feuerwerk. Meist sieht man dann mehrere Blitze auf einmal, entweder parallel laufend oder sich in verschiedenen Richtungen theilend.

Das sehr nabeliegende Bestreben, die Baulichkeiten gegen den Blitz zu schützen, führte zur Herstellung von Blitzableitern; auch suchte man nach anderweitigen Vorkehrungsregeln, um die Blitzgefahr abzumenden. Bezüglich des Blitzableiters ist von großer Wichtigkeit, daß derselbe keine Lücken aufweist und unbedingt in einem Brunnenschacht endet, da seine einzige Wirkung darin besteht, dem Blitz eine völlig glatte, ununterbrochene Bahn nach dem elektrischen Grundwasser zu bieten. Wollte man darauf hin die an unseren Gebäuden angebrachten Blitzableiter prüfen, so würde man staunen, wie wenige derselben den genannten Anforderungen entsprechen. Vielfach bestehen sie aus Eisenstangen, die zum Theil verrostet und nur mangelhaft mit einander verbunden sind, und selten sind sie in einen wirklichen Brunnen geleitet. Ritunter ist bei ausgedehnten Gebäuden ihre Zahl zu gering, oder sie überragen zu wenig die in der Nähe befindlichen Schornsteine, oder ihre Spitzen sind unbrauchbar, und eine genügende metallische Verbindung mit Regenrinnen, Gas- und Wasserleitungsröhren ist nicht vorhanden. Kein Wunder, wenn unter solchen Verhältnissen der Blitz von der Leitung in das zu sichernde Gebäude überpringt und erst nach allerhand Zerwürfen den Weg zur Erde nimmt. Solche schlechte Blitzableiter bilden also geradezu eine wirkliche Gefahr und kein Schutzmittel. Neuerdings ist man übrigens von der Anwendung von Eisenstangen ganz abgekommen und bedient sich zur Anfertigung der Blitzableiter geschloffenen und verzinkten Eisendrahtes.

Ob der Blitz zündet oder nicht, hängt jedenfalls von der elektrischen Spannung, die ihn hervorgerufen, oder, wie man wohl sagen kann, von seiner Kraft ab. Ein verhältnismäßig schwacher Funke zündet, ein starker nicht. In Bezug auf Vorkehrungsregeln, die der Mensch für seine Person zum Schutz gegen den Blitz beobachten soll, hatte schon Franklin, der Erfinder des Blitzableiters, eine Menge von Rathschlägen gegeben. In Wirklichkeit gefährlich ist während eines Gewitters der Aufenthalt im Freien. Man hat hierbei die Nähe von Bäumen, Brücken, Laternenpfehlen und dergleichen unbedingt zu meiden. Mit ganz besonderer Vorliebe scheint der Blitz in Bäume einzuschlagen, welche dadurch oft in eigenthümlicher Weise zerstört werden. Häufig nimmt hierbei der Blitz seinen Eingang durch die Schraubenlinie gleichenden Weg zwischen Rinde und Holz, schält erstere ab und schleudert sie bei Seite; es kommt aber auch vor, daß Bäume mitten durch geklopft werden. Ob besondere Gattungen von Bäumen vom Blitzschlag verschont bleiben, ist unentschieden. Von mancher Seite wird behauptet, daß die Rothbuche noch nie vom Blitz getroffen worden sei. Die Alten hielten den Lorbeerbaum für unverletzlich, was aber durch nichts erwiesen ist. Befindet man sich auf freiem Felde ganz allein, dann thut man sicher am besten, sich auf den Boden zu legen. Im Zimmer ist der geeignetste Aufenthalt in der Mitte desselben, jedenfalls bleibe man nicht in der Nähe des Ofens oder des Kamins, da der aufsteigende Rauch einen guten Leiter bildet. Der Aufenthalt in Räumen, die mit vielen Menschen und Thieren angefüllt sind, ist nicht rathsam. Alljährlich ist das Einschlagen des Blitzes in Stallungen zu beobachten. Aber auch von Menschen jährlich besuchte Konzertsäle, Theater oder Kirchen sind gefährdet, letztere schon ihrer hohen Thürme wegen. Manche Kirchen, so z. B. der Straburger Münster, haben wiederholt durch Blitzschläge Beschädigungen erlitten. In den Jahren 1750—1783 sind 386 Kirchthürme vom Blitz getroffen worden. Ob rasches Fahren

Ein Verbrecher.

In einem geräumigen, halbdunklen Gemach, dessen Einrichtung auf Reichthum und vornehmen Stand der Bewohner schließen ließ, ruhte auf schwellendem Divan eine junge, schöne Frau. Sie hielt ein Buch in der Hand, las aber nicht, sondern lauschte in gespannter Erwartung nach der Thür. Lebhafteste Erregung spiegelte sich auf den schönen, jetzt feberhaft gerötheten Wangen und gab sich kund in den unruhigen Bewegungen des Körpers.

„Wo er nur bleiben mag?“ flüsterte leise die Lippen. „Ich kann dieses Leben mit seiner beständigen Angst und Aufregung nicht länger ertragen. Es muß ein Ende nehmen,“ sprach sie nach längerem Nachsinnen, „so oder so, aber etwas muß sich ändern.“ Dabei bligte aus den tief schwarzen Augen ein heftiger Blick, und um den Mund flog ein Lächeln, welches dem sonst so schönen Antlitz einen unheimlichen, häßlichen Ausdruck verlieh.

„Fünf Jahre schon dauert die Komödie,“ fuhr sie in heftigem Selbstgespräche fort, „und noch zwanzig Jahre kann sie währen, wenn nicht gewaltsam das Stück abgebrochen wird.“ Wieder fuhr der stehende Blick aus den Augen, diesmal nach einem Bildnisse, welches gegenüber an der Wand hing und einen alten, etwa siebenjährigen Herrn mit weißem Haar und eingefallenen Zügen darstellte. Der alte Herr war der feine, reiche Bankier Streber, der Gemahl der jungen Dame, welche den Jahren nach seine Entlein hätte sein können. Vor fünf Jahren hatte der alte Bankier, trotz aller Vorstellungen seiner Bekannten, die selbstsame Tochter eines verschuldeten polnischen Adligen, zu vermählen. Dem Vater der jungen Frau kam diese Heirath sehr gelegen, denn sie setzten ihn in den Stand, sein stark verblühtes Wappenschild wieder etwas vergolden zu lassen und sich ein sorgenloses Leben zu sichern. Und die Tochter zog mit dem Gedanken ihr Brautkleid an, daß es ja wohl

nicht mehr lange dauern könne, bis sie für den alten Herrn ein anderes schwarzes Kleid anlegen werde, und dann sei sie alleinige Erbin des großartigen Vermögens und könne immer noch thun, was ihr beliebt. Aber der alte Herr, welcher seine Frau eifersüchtig liebte, that ihr den Gefallen nicht, schon im ersten Jahre der Ehe sich zu verabschieden, sondern lebte bei guter Gesundheit von einem Jahre zum andern, ohne daß es bis jetzt den Anschein hatte, als ob das so bald anders werden sollte.

Das war es, warum das junge Weib mit solch feindseligem Blicke nach dem Bildnisse des gutmüthigen alten Herrn hinschaute und es war jedenfalls nicht ihr Gemahl, den sie jetzt mit solch feberhafter Spannung erwartete.

Die Thür wurde ungestüm geöffnet, ein Herr trat rasch ins Zimmer. „Eugen,“ rief die junge Frau, „welche Angst hatte ich um Dich! Warum kommst Du so spät? Du wußtest doch, daß wir schon seit heute Vormittags ungestört sein konnten! Was hielt Dich so lange fern?“

Der also Angeredete war ein Mann in den besten Jahren, mit nachlässiger Eleganz gekleidet und trug in den einsigen schönen, jetzt aber schon stark verlebten Zügen das Gepräge wüster Leidenschaften. Als Baron Eugen v. Ising war er vor einigen Jahren in der Gegend aufgetaucht. Niemand wußte von seiner Vergangenheit, weil er aber sehr vornehm auftrat und ein guter Gesellschaftler war, so glaubte man, ohne darüber nachzuzugrabeln, das Wenige, was er von seinem Vorleben zu erzählen für gut befand.

Auch Baron Ising war in Aufregung. „Hast Du das Geld?“ fragte er, ohne die vorhergehende Frage der jungen Frau zu beachten. „Dreitausend Thaler muß ich heute Abends auf den Tisch legen; es sind Spielschulden, und wenn ich sie nicht bezahle, bin ich in der Gesellschaft unmöglich geworden.“

„Spielschulden und immer Spielschulden,“ sprach vor-

wurfsvoll die junge Frau. „Wie viele Tausende habe ich Dir schon bezahlt und Dich beschworen, der unseligen Leidenschaft zu entsagen. Es ist unmöglich, Eugen! Gröner behauptet, die Unterschlagnungen, welche er mir zuliebe bezugangen, seien schon von solcher Höhe gestiegen, daß eine Entdeckung in den nächsten Tagen unausbleiblich sei.“

„Wagt dieser Einfaltspinsel auch noch eigene Gedanken zu haben?“ rief in aufloberndem Zorn der Baron. „Spielt Du deshalb Komödie mit ihm und hörst auf seine wahnwitzigen Liebeserklärungen, damit er jetzt mit solchen Ausflüchten daherkommt?“

„Es sind keine Ausflüchte, Eugen, unterbrach ihn die Frau. Ich weiß bestimmt, daß Gröner das Neueste für mich thut, denn er glaubt mir, daß die Summen für meinen Vater sind, und daß mein Mann von deren Verwendung nichts wissen darf. Gröner würde, bei seiner wahnwitzigen Liebe zu mir, sich für mich selbst ins Zuchthaus stecken lassen. Aber wir dürfen die Sache nicht so weit kommen lassen, denn mir ahnt, als ob dieser Mann uns einstens noch nützlicher sein könne.“

„Bist Du auch sicher, fragte der Baron, daß er keine Beweise gegen Dich hat? Es wäre schändlich, wenn Du jemals in die Geschichte verwickelt würdest!“

„Darüber sei unbesorgt. Niemals wird mein Name über seine Lippen kommen. Der arme Narr schämt sich noch glücklich, wenn er, um mir dienen zu können, eingesteckt wird.“

„Dem muß wohl so sein, entgegnete mit rohem Lachen der Baron. Aber eben deshalb muß er noch heute das Geld schaffen. Mag er sich dann einsperren lassen — so wirst Du ihn auf gute Art los, denn er fängt doch an, lästig zu werden. Denke nur, wenn er hinter unsere Beziehungen käme — und bei seiner Eifersucht ist das wohl noch möglich — er würde Dich zu verderben trachten.“

„Ich dachte auch schon daran“, erwiderte nachsinnend die Frau.

oder Laufen den Blyg besonders anzieht, ist noch nicht bewiesen.

Trotzdem, daß die genannten Vorsichtsmaßregeln wohl allgemein bekannt sein dürften, wird doch oft genug gegen dieselben gelebt, und sicherlich fallen viele Menschen dem Blygschlage zum Opfer, weil sie sich selbst leichtfertig in Gefahr begeben haben. Menschen, die vom Blyg getroffen werden, haben keinesfalls von dem Vorgange eine Ahnung oder irgend welche Spur von Empfindung; denn lehren sie zum Bewußtsein zurück, so erinnern sie sich nicht daran, den Blyg gesehen oder den Donner gehört zu haben. Fast immer befinden sich vom Blyg Betroffenen in derselben Lage, welche sie im Augenblick des Blygschlages innehatten. Unweifelhaft ist die Wirkung des Blyges eine so augenblickliche, daß ein Blyg den man sieht, nicht zu fürchten ist. Schließlich sei noch einer eigenthümlichen Beobachtung gedacht, nach welcher zwischen den elektrischen Vorgängen in der Erdatmosphäre und der 20tägigen Rotationsdauer der Sonne eine Beziehung stattfinden soll. v. Bezold hat darauf hin ein aus Bayern und Württemberg über die Jahre 1880—1887 sich erstreckendes Erfahrungsmaterial von Gewitterbeobachtungen einer näheren Prüfung unterzogen und ist hierbei zu einem nicht ganz unbefriedigenden Ergebnisse gelangt; er hält aber ein Ergehen in Hypothesen in gedachter Richtung noch für verfrüht. Einem Zusammenhange der atmosphärischen Elektrizität mit den Vorgängen auf der Sonne dürfte indeß nur in untergeordneter Weise Beachtung zu schenken sein; in erster Linie werden bei der Bildung von Gewittern immer die Temperaturverhältnisse ausschlaggebend bleiben.

Lokales.

Die Durchlegung der Zimmerstraße soll nun endlich, aber auch wirklich mit ganz unwiderstehlicher Endlichkeit, die höhere militärische Zustimmung erhalten haben, so daß dem Zivil nichts mehr hinderlich ist, wenn es eine für die westlichen Stadttheile Berlins nun dringendsten Bedürfnis gewordene neue Verkehrsader eröffnen will. Diese Angelegenheit ist, wie die „Volks-Ztg.“ schreibt, ja an und für sich nicht gerade von großer und jedenfalls nicht von direkter politischer Bedeutung. Aber ein Strohhalm schon deutet häufig an, wie der Strom fließt. Und wenn man ein erläuterndes Beispiel braucht für das Verhältnis, welches sich zwischen dem Militarismus und dem Bürgerthum in Preußen und überhaupt im neu-deutschen Reiche herausgebildet hat, so ist die Zimmerstraßenfrage dazu trefflich geeignet, trefflicher noch als die Geschichte von der Einträchtigung der höchsten wissenschaftlichen Anstalten des Landes durch den Marfiall der Garde du corps. Denn für letztere löst sich noch allenthalben das angebliche Bedürfnis anführen, in unmittelbarer Nähe des kaiserlichen Palais müsse ein Infanterie-Regiment zur jederzeitigen Verfügung stehen. Für die jahrelange künstliche Zusammenpressung eines großen und lebhaften Wagenverkehrs aus dem wichtigsten Stadttheile Berlins nach dem Anhalter Bahnhof durch eine einzige Straße ist aber noch nicht einmal der Versuch einer Entschuldigung gemacht worden. Es genügt des Kriegsministers „car tel est notre plaisir“, um das zur Verlängerung der Zimmerstraße erforderliche kleine Stück des großen Garten des Kriegsministeriums dauernd der Ausbarmachung für den weltstädtischen Verkehr zu entziehen. Doch da diese bezeichnende Episode aus dem Frühlingstage des „neuen Reichs der Gottesfurcht und guten Sitte“ jetzt der Geschichte angehört, wollen wir ihrer hiermit zum letzten Male in den Spalten unserer Zeitung gedacht haben.

Weiter macht das Blatt die folgenden zutreffenden Bemerkungen:

Der Durchbruch der Zimmerstraße regt auch noch zu anderen Betrachtungen an, denen leider mehr als ein geschichtliches Interesse anhaftet. Zweifellos wird das Gemeinwesen und damit die gesamte Bürgerschaft Berlins aus dem Ausbau dieser wichtigen Verkehrsader großen und dauernden Nutzen ziehen. Der materiell in Geld umfegbare Vortheil wird aber doch nur wenigen Persönlichkeiten zu Gute kommen, welche durch Zufall oder aus Spekulation in den Besitz eines von jener Straße berührten bebaubaren oder bebauten Grundstücks gelangt sind. Haben sie etwas dafür gegeben, haben sie diesen Werthzuwachs erarbeitet? Sicher nicht. Mehr keinesfalls, als Herr Farfas und andere Glückspilze es beim Lotto- oder Lotteriespiele gethan haben. Die Gesamtheit der Einwohner Berlins schafft den wachsenden Verkehr, das Gemeinwesen macht die Anlagen, der Hauswirth aber oder der Grundstückspekulant streichen die Profite ein vermittelst schleunigster Miethserhöhungen oder, wie es in der Zimmerstraße geschehen wird, vermittelst des Umbaus der Erdgeschosse in Kaufläden. Als der Döndofsplatz in einen Schmuckplatz umgewandelt wurde, sollen die Miethen für Wohnungen dort plötzlich durchschnittlich um 25 Prozent in die Höhe geschossen sein. Die Stadt schenke den Hausbesitzern entschädigungslos diesen einstragenden Kapitalzuwachs. Und wie dort geht es überall in der ganzen Stadt. Wird eine „Gegend gehoben“, flugs heben sich die Miethspreise; die Hauswirthe lassen dann einen Termin verstreichen, ohne die bekannte Schraube ohne Ende in Bewegung zu setzen, daß den Miethern der Angstschweiß niederträufelt.

„Drum mach' ein Ende! Heute noch einmal soll er zehntausend Thaler aus der Kasse nehmen — Du brauchst sie natürlich für Deinen Vater, der wieder unglücklich spekulirt hat — und dann muß er fort. So fallen auch die früheren Unterschlagungen ihm zur Last, und wir sind geborgen. Er glaubt doch, daß Du ihm folgen und ihn heirathen wirst, sobald Dein lieber Mann das Zeitliche gesegnet hat?“

Ein plötzlicher Gedanke mußte das Gehirn des wüthen Mannes durchkreuzt haben, denn er blieb nachdenkend stehen und sein Gesicht verzog sich zu einer häßlichen Frage. Dann beugte er sich zum Thore der schönen Frau und leise zischelten seine Lippen: „Müssen wir überhaupt warten, bis es dem Alten gefällig ist, in die Grube zu fahren? Ein besseres Werkzeug, Dich seiner zu entledigen, als diesen Ordner konntest Du niemals finden. Wenn Du ihm eine Szene machst und ihm vorjammert, wie graufam der Alte Dich wieder behandelt habe, wie Du vor Sehnsucht sterben müßtest, wenn Du den dummen Sumpel nicht bald heirathen kannst, dann braucht es, meiner Seele, nur einen leisen Wink und der Kerl schafft Dir in seinem Wahnmuth den Alten aus der Welt, wie man ein Licht ausbläst.“

Das junge Weib war bleich geworden bei dieser Rede und ihre Augen glühten unheimlich. Noch eine Weile flüsternten die Weiden, dann entfernte sich Baron Fing, nachdem er bedeutungsvoll gesagt hatte: „Heute Nacht also!“

Frau Streber erhob sich und schritt unruhig im Zimmer auf und ab. Vor dem Bilde ihres Gatten blieb sie stehen und murmelte durch die Zähne: „Schon allzulange hast Du gelebt. Meinst Du, ich will die schönste Zeit meines Lebens neben Dir, altem Rarem, unwiderbringlich verstreichen lassen?“ Sie klingelte und befahl dem eintretenden Kammerdiener: „Rufen Sie den Kaffrer Ordner!“

Ein hagerer junger Mann trat ins Zimmer. Witte Loden umrahmten sein bleiches Gesicht und hingen ihm über die edelgeformte Stirn. Unstetes Feuer brannte in den tief-

für den ursächlichen Zusammenhang zwischen der Hebung eines Stadttheils und der Anfüllung ihres Geldschranks haben die Herren Hauswirthe stets eine sehr feine Witterung, auch diejenigen, welche sonst nicht übermäßig mit Geistesgaben ausgerüstet sind. Ein erhebendes Beispiel dafür liefert ein Rundschreiben, welches einst ein Hausbesitzer auf dem Wedding an seine Genossen gerichtet hat. Dasselbe lautet:

„Im Interesse jedes Hauswirths in unserem bedrängten Stadttheile muß zur Hebung der Miethspreise die Gegend gehoben werden. Zur Hebung der Gegend, damit die Eltern nicht wegm., sondern herziehen, gehört eine höhere Schule, ein Gymnasium. In dieser Erwägung hat Unterzeichneter sich der Mühe unterzogen, eine geeignete Persönlichkeit zur Errichtung und Leitung einer solchen Schule zu gewinnen und bittet nun, beiliegenden Prospekt bei den Miethern, besonders bei den betreffenden Eltern zirkuliren zu lassen und die Sache überhaupt fördern zu helfen.“

So offenbar sind die Hauswirthe allerdings nur, wenn sie unter sich sind. Sobald sie sich an die Oeffentlichkeit wenden wegen irgend welcher von der Stadt zu erzielender Unternehmungen, trüben ihre Kundgebungen von Gemeinnutz und Wohlwollen für Jedermann. Zeit aber wäre es, daß die Bürgerchaft Berlins endlich einmal auf Mittel und Wege sänne, wie es zu hindern ist, daß die für das Gemeinwesen geschaffenen Anlagen andauernd zum ausschließlichen pekuniären Vortheile eines geringfügigen Bruchtheils der Einwohnerschaft ausgedeutet werden.

Gegen die Simulanten, d. h. gegen solche Personen, welche Krankheiten und Gebrechen nur vorkriegeln, um aus demselben Vortheil zu ziehen, richtet sich seit der Einrichtung öffentlicher Unterstützungskassen nicht nur der gerechte Zorn nicht bloß der betreffenden Kasseneinrichtungen, sondern auch aller ehrlichen Arbeiter, die ihre Beiträge zu solchen Kassen-Instituten zu dem Zweck und in der rechtlichen Absicht zahlen, damit für wirkliche dürftige Kollegen und für sich selbst im Falle der Noth eine Unterstützung zu schaffen. Mit vollem Recht sind deshalb die Simulanten jedem ehrlichen Manne verhaßt, die als betrügerische Blausänger sich auf Kosten ihrer Kollegen unterziehen lassen, ohne wirklich krank oder in ihrem Ernachte beinträchtigt zu sein. Daß die Aerzte ihre ganze Kunst aufwenden, solche Simulanten zu entlarven, ist erklärlich; aber mit einigem Bangen muß es doch jeden erfüllen, der da sieht, daß ärztliche Urtheile, die von hervorragenden Autoritäten der Heilkunde mit großer Sicherheit ausgesprochen werden und einen Menschen als Simulanten erklären, sich hinterher als unrichtig erweisen. Ein in dieser Beziehung höchst lehrreicher Fall wird in dem soeben ausgegebenen Heft der „Vierteljahrschrift für gerichtliche Medizin“ von Dr. Hermann Eulenburg veröffentlicht. Der als Hilfsarbeiter auf der Straße Nordheim-Nordbaun beschäftigte Arbeiter A. L. aus S. wurde am 10. Februar 1885, während er am Puffer des letzten Wagens eines von ihm bedienten Zuges eine Laterne besichtigen wollte, durch das Heranfahren von 12 Güterwagen an diesen Zug derart gequetscht, daß er nach dem Anfälle bewusstlos wurde und nur durch das Hinzukommen dritter Personen gerettet worden ist. Von der Quetschung zwischen den Puffern waren namentlich die rechte Schulter, die Brust und der rechte Arm betroffen. Der Verletzte wurde zunächst nach dem Hospital zu N. geschafft, wo er 5 Tage verblieb. Von da wurde er nach S. zu seinen Eltern geschafft, wo er bis 14. Juli 1885 verblieb. Vom 14. Juli 1885 bis 26. November 1885 ist er im städtischen Krankenhause zu N. behandelt worden. An diesem Tage wurde er in die chirurgische Klinik der Universität in G. aufgenommen, deren Direktor, Professor und Geh. Medicinalrath K. folgendes berichtet: Der rechte Arm des K. ist vollkommen gut ernährt und zeigt namentlich keine Abmagerung seiner Muskulatur; der Oberarm wird bei gebeugtem Ellenbogengelenk fest an den Brustkorb angegedrückt gehalten. Der Kranke behauptet, aus dieser Stellung den Arm nicht erheben zu können und bei dem Versuch des Arztes, den Arm zu heben, die heftigsten Schmerzen zu empfinden; von irgend welchen Störungen der Bewegungen an Hand und Finger sei nichts zu bemerken gewesen. Um zu entscheiden, ob die Unbeweglichkeit des Oberarmes durch Verwachsungen in dem betreffenden Schultergelenk bedingt sei, chloroformirte Professor K. den Patienten. In der Betäubung hob der Kranke den Arm selbst und konnte alle Bewegungen sowohl im Schulter- wie im Ellenbogengelenk frei ausgeführt werden. Infolge dessen nahm Professor K. an, daß L. die Bewegungsbeschränkungen seines rechten Armes simulire und entließ ihn als „kein Object chirurgischer Behandlung“ schon am nächsten Tage. L. der sich der Unrichtigkeit dieses Gutachtens bewußt war, klagte trotz desselben gegen den Eisenbahnsiskus auf Entschädigung. In dem Prozesse gab Professor K. nochmals sein ausführlich motivirtes Gutachten ab, daß L. sehr wahrscheinlich simulire. L. beantragte nun, ein Gutachten des Medicinalraths Prof. v. B. in D. einzuholen. Nachdem auch dieser Sachverständige den L. längere Zeit beobachtet und in tiefer Chloroform-Betäubung untersucht hatte, gab er sein Gutachten dahin ab, daß L. im allerhöchsten Maße übertriebt und zum allerwenigsten Theile simulirt. Auf Grund dieser beiden Gutachten wies das Landgericht zu N. den Kläger mit seinem Anspruch unter Auflegung der Kosten ab. Der Kläger legte Berufung ein und das Oberlandesgericht zu Raumburg

liegenden Augen. Sein ganzes Wesen hatte etwas furchtbar Nervöses an sich, die Bewegungen waren hastig und unruhig, fuhren die Wände im Zimmer umher.

„Was verlangt meine Gebieterin?“ sprach er und ließ sich auf ein Knie nieder, ihre Hand zu küssen.

Um die Lippen der schönen Frau spielte ein verächtliches Lächeln, als sie auf den Knienden niederblickte. Aber sie mußte eine große Meisterin in der Verstellungskunst sein, denn wehmüthig und schmeichelnd lang ihre Stimme, als sie sprach: „Ich bin ein armes, unglückliches Geschöpf. Mein graufamer Gatte mißhandelt mich, weil er Verdacht geschöpft hat, daß ich einem andern Mann meine Liebe schenke. Er ahnt es vielleicht schon, daß Du mein einziger Geliebter bist und wehe, was soll dann aus uns werden! Du wirst mit Schimpf und Schande aus dem Hause gejagt, mich wird er wie eine Gefangene bewachen lassen, und ich, ich sterbe dann vor Sehnsucht.“

Der junge Mann war aufgesprungen. Sein Auge blickte ir und mit bebenden Lippen rief er: „Judith, dann laß uns sterben! Hat uns im Leben ein graufames Geschick getrennt, so wollen wir wenigstens im Tode auf ewig vereint bleiben.“

„Nicht doch, Geliebter,“ sagte Judith schmeichelnd. „Leben wollen wir, schon im Leben wollen wir einander angehören. Wer ist es, der unsere Liebe zu vernichten droht? Ein alter Mann, ein Greis, dessen unnützes Dasein schon längst keinen Werth mehr hat. Liebst Du mich wirklich so sehr, wie Du mir stets behauptest,“ fuhr sie mit einem Blicke fort, der eine magnetische Kraft auf den armen Ordner auszuüben schien, „dann — ihre Stimme bebte vor innerer Erregung — dann befreie mich von diesem Scheusal, und für ewig gehöre ich Dir ganz zu eigen.“

Der Angstschweiß perlte sich auf Ordner's Stirne. Er suchte dem Blicke zu entweichen, der ihn festgebaut hielt. Es war ihm unmöglich. „Befiehl,“ stöhnte er mühsam, „ich bin Dein Sklave, Dein Werkzeug!“

beschloß, dem Königl. Medicinalkollegium der Provinz Hannover die Frage vorzulegen, ob der Kläger durch die bei ihm vorgefallenen Verletzungen vollständig arbeitsfähig geworden sei. Behufs Beobachtung und Untersuchung wurde am 17. März 1888 nach Hannover gebracht. Diese vorgelegte Frage wurde im Wesentlichen von der genannten Behörde verneint und auch eine hysteriche Erkrankung des Klägers, für welche allerdings einige Symptome sprachen, so namentlich seine beständige Erregtheit, eine abnorme Pulsbeschleunigung bis zu 150 Schlägen in der Minute (die Norm ist etwa 70 Schläge), Zittern der Muskeln u. dgl., geschlossen erachtet. Nachwärtigerweise sah sich nun das Landgericht veranlaßt, auf Grund der erwähnten Symptome eine beschleunigte, Gemüthsregung, Muskelzittern) nach dem die Frage aufzuwerfen, ob diese Symptome auf eine hysteriche Erkrankung hindeuteten. Zur Beantwortung dieser Frage wurde ein Obergutachten der wissenschaftlichen Deputation des Medicinalwesens in Berlin eingeholt. Am 12. November vorigen Jahres wurde L. in die Nervenklinik der Charité aufgenommen und daselbst von zwei Mitgliedern der wissenschaftlichen Deputation beobachtet und untersucht. Untern 18. Dezember v. J. gab die Deputation ihr Gutachten dahin ab, 1. daß der Chr. L. nicht simulirt, 2. daß der rechte Arm selbst unbrauchbar ist und voraussichtlich bleiben wird, 3. daß der Patient an einer traumatischen Neurose (infolge einer Verletzung herbeigeführte Nervenbeschädigung) leidet und 4. die Folge des am 10. Februar 1885 erlittenen Unfalls — Beweis ist es erfreulich, zu sehen, daß der Verurtheilte schließlich zu seinem Rechte gekommen ist, aber unwillkürlich drängt sich doch die Frage auf: Was mag in jählichen ähnlichen Fällen geschehen, wo eine so eingehende Untersuchung von den Betroffenen nicht durchgeführt werden kann?

Ueber die Landmännchen innerhalb der Bevölkerung macht der Verwaltungsbericht des Mag. Straßburg Grund der Ergebnisse der letzten Volkszählung folgende Angaben: Von den Bewohnern Berlins sind 758 061 männliche (683 405) aus preussischen Landestheilen. Hierunter sind 17 000 Brandenburger mit 201 606 vertreten. Von den Preussischen überwiegen die Schleier mit 99 783, dann folgen die Ostpreussischen mit 86 507, die Pommern mit 81 663, die Sächsischen mit 69 446, die Posener mit 58 776, die Rheinländer mit 11 231 u. Von den einzelnen deutschen Staaten ist das Königreich Sachsen (12 821) und Mecklenburg stärker vertreten, als im Auslande Oesterreich-Ungarn mit 6417 und Rußland mit 1260. Aus England und den Kolonien stammen 1260, aus Frankreich und den Kolonien 659. Die Zahl der Schweden und Dänen weger betrug 84, der Schweizer 93. Von anderen Nationen ragt Amerika hervor, woher 1265 Zugezogene stammen.

Was die Gliederung der Berliner Bevölkerung nach Beruf und arbeitender Klasse (115), 103 den sogenannten rufarten einschließlich des Meeres (31) angehören.

Wann wird in Berlin am meisten geheiratet? Unter den Monaten scheinen diejenigen, in welchen der Heirathswechsel stattzufinden pflegt, für Hochzeiten die beliebtesten zu sein, nämlich Oktober und April; die unbeliebtesten dagegen Januar und August. Nach der Zahl der durchgeführten Ehen abgesehen, rangiren die Monate folgendermaßen: Oktober durchschnittlich 1634, April 1616, Mai 1590, November 1052, September 942, März 938, Dezember 862, Juli 862, Juni 774, August 709, Januar 693 und Februar 679 Eheschließungen.

Im Allgemeinen beträgt die Zahl der Eheschließungen im Jahre 20 pSt., d. i. ein Fünftel der Gesamtbevölkerung. Im Jahre 1872 bis 1875 wies jedoch eine außerordentlich hohe Heirathszahl dieses Prozentsatzes auf, besonders 1873, in welchem 14 529 Paare, gegen 30 pSt. der Berliner Einwohnerzahl, in das Ehejoch begaben. Ob die „Gründerzeit“ für die Heirathsbewusstseinsbildung eine Hausstandes war, ist da ab geht es bis 1878 rapide abwärts, in welchem Jahre mit 10 429 der normale Prozentsatz von 20 wieder erreicht und hebt sich dann allmählich nach der steigenden Bevölkerungsziffer.

Die schwarzen Pocken in Berlin. Unter dieser Marke berichtet die „Berl. Ztg.“: Unsere getrigge Mittheilung, daß in Berlin eine Anzahl Personen an den schwarzen Pocken erkrankt und in die Charite eingeliefert worden sind, ist als begründet heraus. Wir sind in der Lage, über die Entstehung und Ausbreitung der Krankheit folgende ausführliche Angaben zu machen. In einem Hause der Steinbühnenwohnt der Tischler M. Derselbe reiste vor längerer Zeit in seine Heimath, in die Nähe von Jnomraalaw in der Provinz Posen. Vor etwa fünf Wochen kehrte M. zurück und bald darauf bettlerig; er war an den sogenannten schwarzen Pocken erkrankt, die er jedenfalls aus der Heimath mitgebracht hatte. Der Fall war jedoch sehr leicht, nach wenigen Tagen war M. schon wieder seiner gewohnten Beschäftigung nachzugehen. Schlimmer als ihm erging es indeß verschiedenen anderen Bewohnern, die, wahrscheinlich von M. angesteckt, ebenfalls von der Pockenkrankheit befallen wurden. Namentlich sachlich war dies die Frau eines in demselben Hause wohnenden Gewerbetreibenden K. Sie erkrankte sehr bedenklich,

Ein triumphirendes Lächeln flog über die Lippen der Frau. „Heute Nacht noch muß es geschehen,“ sprach sie. „Ich gebe Dir die Schlüssel zum Hause und zu Deinem Schlafzimmer. Er ist alt und wird Dir nicht viel Ruhe machen, setze sie brutal hinzu. Bisher aber nimmst Du aus der Kasse zehntausend Thaler; mein Vater hat sich in unglücklicher Weise die Hälfte eingelassen und bedarf dringend dieser Summe. Morgen mit dem ersten Schiff fährst Du nach England, folge Dir, sobald die Erbschaft geregelt ist.“

Mechanisch hatte Ordner zugehört, bisweilen nicht mit dem Kopfe, als ob das Alles etwas Selbstverständliches sei. Mit der gleichen Theilnahmlosigkeit vernahm er die weiteren Anweisungen, welche das diabolische Weib ihm theilte, und auch er wiederholte beim Abschied, wie ein gelernt, die Worte: „Heute Nacht also!“

Und die Nacht kam herauf und umhüllte mit schwarzen Schatten die Erde. Ueber Gute und Böse, über selbige Wirkten des Edlen und über das lichtscheue Werk des Bösen brachers deckt sie ihren undurchsichtigen Schleier. Mand als die Nacht hat den Mann gesehen, der mit schmerzlichen Schritten sich an das Haus schlich, laßenartigen Trittes auf Treppe emporkrohm und leise, leise in das Zimmer der schlafenden Greises drang. Nur die stumme Nacht Zeugin des Verbrechens, welches zu einsamer Stunde, los begangen wurde.

Aber der Nacht folgt ein Tag, die Sonne glänzend am Himmel empor und ihre Strahlen entzündend die furchtbare That. Ihr Licht bescheint den Pfad des Verbrechens und entdeckt seine Spur der verfolgenden Gerechtigkeit. Die Sonne bringt es an den Tag, was die Nacht verheimlicht hat, und wo menschliche Gerechtigkeit nicht reicht, da befestigt sie des Schicksals Strafe an die Söhne der Missethäter.

(Schluß folgt.)

am 21. Juli il
fowie der hi
Zehntausende
Gauzes bemäc
alle eintrafen.
mohndende Wi
der schon wi
Zage vergang
lähmte B.
den schwarzen
den Nebenba
Bittne U. o
nicht genant
schwarzen Bo
die Ueberfähr
die Kranken i
die drei Kran
er etwa 1 1/2
Lafel angeho
„Veden!“ zu
doch hofft der
zuer Ueberfähr
Entscheidungs
hat, daß Frau
nachweise sind
wäre die um
sie nicht zu ho
zu greifen i
er, wurden i
aber noch ni
in den beide
wäre durch
den Kranken i
eine geraume
langens erne
haben sich sofo
nicht vorgefah
kommen, auf
Hände sind re
die der Klätri
nicht überfü
wichtigen Insa
stündigen Insa
sichts der
angehört ihres
Grund in Auf
die Kette ne
graben und a
als gebel
Johann
graben und
er, fand am
al dem Zentr
schwebenden Re
nicht erachtet
nicht zu geben
tzen, daß min
Lichtung sich d
die die Bethe
Gewissen zwei r
vertrauen Kampfe
erfahren mit e
Schick, welche
die Freiheit un
von Kasse mit
die chemaligen
Blutigen die
aus großen U
erhalten. Auch
wollen am Grab
selbst zug die
und Recht.“
Kranz auf Stra
mach an der
einige der Sit
Gund soll Stra
Serg fallen lu
auf den den G
bezieht.
So verlief
heiter Ordnung.
Auf dem
erzürnt wird
ist kürzlich au
in dieser Zeit b
ein neues Knoll
Englande Cros
genant für der
wird nicht ein
in Notenschein
Kranz ist ein
entwischenwert
wären mach
schon gesch
schon gesch
wären sehr id
das es steht zu
in Groben ge
er einer sorgfal
der Artioffel S
haben noch me
wäre Gemüße h
Kranz, emfob
Ein Ord
beziehen die 3
wären ein
wären Distri
kamen, Kon
wären Professo
wären Betrü
wären als
wären von einem
wären, die
wären betriebe
wären: es han
wären Kriminal
wären schmitz
wären amirend
wären, welcher ei
wären als „Sär
wären verba
wären des vier P
wären des Pf.
wären mittel
wären war aber
wären Leben g
wären verfall
wären auf freie
wären vorge
wären gefenkt
wären (s. die 2
wären Karren ur
wären verzeib
wären auf eine d
wären, so

